

**rowohlt** repertoire

Leseprobe aus:

Wolfgang Schmidbauer

«Ich wußte nie, was mit Vater ist»

Das Trauma des Krieges

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de/repertoire](http://www.rowohlt.de/repertoire)

# Inhalt

<b>1</b>	<b>Einleitung</b>	9
<b>2</b>	<b>Nachkriegskindheiten</b>	26
	Der Pelzkragen	26
	Die Depression	33
<b>3</b>	<b>Der leere Platz des Vaters</b>	43
<b>4</b>	<b>Ansätze zum Verständnis der Traumatisierung</b>	49
1.	Zum Begriff der Zentralisation	49
2.	«Man entwickelt eine gewisse Roheit»	59
3.	Die Folgen seelischer Wunden	64
4.	Trauma und Regression	76
5.	Unterschiede in der Belastbarkeit von Kindern und Erwachsenen	82
6.	«Der Starke ist am mächtigsten allein»	84
7.	Die Vorbereitung auf das Trauma als traumatische Erfahrung	86
8.	Ein Familientreffen (Der Sohn des Fallschirmjägers)	95
9.	Das posttraumatische Syndrom	97
<b>5</b>	<b>Die Wiederkehr des Traumas</b>	103
	Die Untergegangenen und die Geretteten	107
	Unterliegen ist am leichtesten ...	111
	Die Kinder der Überlebenden	128
<b>6</b>	<b>Zur Sozialgeschichte der Kriegsneurose</b>	140
	Die Idealisierung des Traumas	144

- 7 **Eine kurze Geschichte der psychischen Belastungen im Krieg** 158
- 8 **Die Psychoanalyse im Krieg** 173
- 9 **Entwicklungshindernisse in den Familien** 189
  - Depressive und aggressive Muster der Bewältigung 193
  - Unbezahlte Rechnungen 209
  - Ein Waschzwang 215
- 10 **Diffuse Verwundbarkeit** 219
  - «Frühstörung», Trauma und Borderline-Persönlichkeit 226
- 11 **Die Folgen der Vaterdeprivation für die Töchter** 233
  - Die Tochter einer Vertriebenen 244
- 12 **Das Not-Matriarchat** 253
  - «Ich wollte immer nur weg ...» 260
  - Die Identifizierung mit dem verachteten Vater 265
  - Versteckte Kinder 272
- 13 **Das Trauma in der Gegenübertragung** 288
  - Das Rothschild-Phänomen 296
- 14 **Das Sprechen mit Soldaten** 306
  - Wie sind Gespräche mit Traumatisierten zu führen? 325
- Literatur** 331
- Register** 340

## 1 Einleitung: Traumatisierte Eltern und die «zweite Generation»

Der Krieg ist der Vater aller Dinge.

Heraklit (550–480)

Als Gymnasiast lernte ich einen griechischen Satz kennen, ein Beispiel für die Aussagen der Vorsokratiker, die nach der Wurzel des Seins suchten und Ur-Elemente beschrieben: das Wasser, die Erde, das Feuer. Heraklit nannte den Krieg. Es schien mir übertrieben und doch eindrucksvoll, die Kraft der Zerstörung als Zeugungsmacht anzusehen, und es ist ein Zeichen für die Beharrlichkeit dieser früh erworbenen Fragmente, daß ich jetzt diesen Satz einer Untersuchung voranstelle, die sich mit der Verarbeitung von Geschichte im Alltag befaßt.

Vielleicht prägte sich mir die Verbindung von Vater und Krieg ein, weil mein eigener Vater als Soldat gefallen war. Ich nahm das als kleines Kind ohne bewußte Trauer zur Kenntnis, mit jenem Respekt vor Tatsachen, den Kinder haben. Die Fotografie eines lächelnden Mannes mit schmalen Lippen und Achselstücken stand immer auf dem Schrank im Wohnzimmer. Das war mein Vater, und ich bemühte

mich manchmal, durch angestrengetes Starren auf das Bild eine mimische Reaktion zu erhalten, wie mein Bruder und ich es vor dem Einschlafen bei der Goethebüste auf dem Bücherschrank versucht hatten, die bald grämlich, bald heiter auf uns herabzublicken schien.

Wir waren in München ausgebombt worden. Seit 1944 standen unsere Gitterbetten – meines und das eines zwei Jahre älteren, 1939 geborenen Bruders – in der Bibliothek des Großvaters in Passau. Die Goethebüste aus weißem Alabaster hob sich von den bronzenen Nachgüßen etruskischer Krüge ab, die auf einem schwarzen Schrank gruppiert waren.

Wir sagten «He, Kröte-Goethe», und er verzog voller Vorwurf den Mund. Solches Sakrileg hätten wir bei unserem Vater nicht gewagt. Es gab keinen Schatten, der auf ihn fiel. Mit einer verworrenen Klugheit überlegte ich öfter, daß ein wirklicher Vater, gemessen an diesem idealen, doch auch Nachteile gehabt hätte, denn es war gewiß schwerer, mit zweien dieser uneinsichtigen Erwachsenen umzugehen als mit nur einer, meiner Mutter, die ich rasch als letzte Instanz in allen Dingen erkannt hatte.

Meine eigene Erfahrung mit den Folgen des Krieges auf die nächste Generation ist eine des Verlustes, der Idealisierung und einer heftigen Angst vor Entwertung. Sie mag typisch sein für die Gruppe der Kriegs(halb)waisen. Sicherlich habe ich

als kaum Zweijähriger in einer vorbewußten Weise mitbekommen, daß mein Vater gefallen, die Familie unvollständig geworden war. Als ich zu meiner Ausbildung selbst eine Psychoanalyse absolvieren sollte, suchte ich mir einen Mann, der vom Alter mein Vater hätte sein können und den Krieg in Rußland ebenso wie dieser kennengelernt, aber überlebt hatte. Wir dachten darüber nach, inwieweit eine heftige Trauerreaktion meiner Mutter verantwortlich sein könnte für Angstzustände, die bei mir im Zusammenhang mit Situationen auftraten, in denen ich mich zugleich ohnmächtig und verantwortlich fühlte, mich weder entziehen noch das Chaos um mich ordnen konnte. Später vermutete ich noch, daß meine schon früh bemerkbare Leidenschaft für das Schreiben damit zusammenhing, daß auf diese Weise, wenn schon nicht die Dinge, so doch die Wörter geordnet werden können.

Damit hörten die Folgen des Krieges auf, mich zu beschäftigen. Ich nahm sie zur Kenntnis, wenn ich davon hörte. Zuhören wurde schließlich neben dem Schreiben mein Beruf. Aber ich fragte nicht weiter nach und erschloß mir keine Zusammenhänge, wie ich es bei den Themen tat, die mich fesselten, den narzistischen Störungen der beruflichen Helfer etwa oder der Nähe-Angst. Ich erinnere mich noch an einen Klienten, einen Arzt, der wegen seiner Depressionen und Kontaktprobleme in die Therapie kam. Er litt sehr darunter und konnte

doch nicht anders, als sich tagelang gekränkt aus seiner Ehe zurückzuziehen, wenn seine Frau ein falsches Wort sagte. Immer noch schien er mit seinem Vater zu hadern, der – wie er berichtete – «verroht aus dem Kriege zurückkam». Das Wort «verroht» fiel mir auf, aber es dauerte noch einige Jahre, ehe sich solche Eindrücke allmählich zu einem Bild kondensierten.

Andere Eindrücke kamen hinzu. Einer war das Gespräch mit einem Landarbeiter, der den Olivenhain meines Nachbarn in der Toscana pflegte. Er faßte sein Leben in den melancholischen Satz: «La guerra mi ha rubato la gioventù.» Der Krieg in Abessinien, Libyen und vor allem die Gefangenschaft hatten ihm die Jugend gestohlen. Er war als Achtzehnjähriger ausgezogen, kam als Fünfundzwanzigjähriger zurück, von Verwundungen gezeichnet, erschöpft. Er hatte nichts gelernt, als zu überleben. Das Leben sollte jetzt beginnen, aber es schien ihm immer schwer, sich zu freuen. «Im Krieg habe ich das Lachen verlernt», pflegte ein anderer dieser Heimkehrer zu sagen, den ich nicht persönlich, sondern aus den Berichten seines Sohnes kennlernte, in denen sich Furcht, Haß und eine verschüttete Verehrung mischten.

In einer der Fallgeschichten zur Nähe-Angst griff ich das Thema der psychologischen Folgen solcher Traumatisierungen der Väter für die Töchter auf. Ich beschrieb unter dem Titel «Kriegskind und Friedensschwester» Zweitgeborene, die von Heim-

kehrern gezeugt worden waren.★ Die Mutter hatte sich während der Trennung vom Ehemann eng an ihre erstgeborene Tochter gebunden. Als der heimgekehrte Vater eine zweite Tochter zeugte, hatte die Mutter dieses scheinbar begünstigte Friedenskind aus Pflichtgefühl angenommen und versorgt. Der Vater aber begegnete ihm in einerbrisanten Mischung aus überhitzter Aufmerksamkeit und verborgenem Sadismus.

Das Kind stand anscheinend für die ihm geraubte Jugend. Es verkörperte sie, solange es genau so war, wie er es sich wünschte. Aber es wurde zum Räuber, zum Dieb, wenn es anders war, als er es sich vorstellte. Zärtlichkeit und Zynismus, Verführung zu großer Nähe und brutale Kränkung, Bewunderung und bösartige Kritik wechselten in verwirrender, für die Töchter undurchschaubarer Folge. Ich habe solche Beziehungen zwischen Kriegsheimkehrern und ihrer Tochter inzwischen mehrfach untersuchen können. Es gab eine charakteristische Abfolge von früher Verehrung und späterem Haß, der sich manchmal wieder milderte, oft aber bis zur Psychoanalyse oder bis zum Tod des Vaters die Beziehung bestimmte.

Immer tauchte die Begeisterung, mit der sich der Vater dem kleinen Mädchen zuwandte, das auf sei-

★ Wolfgang Schmidbauer, *Einsame Freiheit. Therapiegespräche mit Frauen*. Reinbek: Rowohlt 1993. Als rororo-Taschenbuch 1995 unter dem Titel *Kein Glück mit Männern. Fallgeschichten zur Nähe-AnGST*.

nen Schultern reiten und den Schaum von seinem Bier trinken durfte, in der Analyse erst nach geräumer Zeit auf. Viel prägender war die Roheit geworden, mit der er den autonomen Strebungen des Kindes begegnete. Dieser Vater konnte nicht ertragen, daß ein Kind heranwuchs und seine Lebensaufgabe nicht darin sah, ihn für die verlorene Jugend zu entschädigen, sondern die eigene Jugend auszuleben.

Daher war vom Beginn der Pubertät an bei diesen Töchtern die einst zärtliche Vaterbeziehung in einen Kampf mit sadomasochistischen Zügen entgleist; der Vater strafte eine Tochter, deren Lebenslust ihn provozierte; die Tochter verknüpfte in ihren Provokationen den Wunsch nach Eigenständigkeit mit einem geheimen Schuldgefühl. Es schien, als könne sie sich nur von dem bösen, nicht aber von dem guten Vater lösen. Dahinter stand eine instabile Identifizierung mit der Mutter, die wohl den frühen Störungen dieser Beziehung geschuldet war.

Weil sich das kleine Mädchen geweigert hatte, den stummen Vorbehalt der Mutter gegen den roh aus dem Krieg heimgekehrten Mann zu unterstützen, konnte die heranwachsende Frau jetzt in ihr keine Vertraute finden, die ihr half, sich vom Vater abzulösen. Sie stürzte sich in eine verfrühte Selbstständigkeit. Die Identität, die sie aufbaute, war eher intellektuell, den eigenen Gefühlen entfremdet, von einer Überanpassung an Leistungsforderungen

gestützt. Das ebnete ihre berufliche Karriere, erschwerte jedoch Liebesbeziehungen. Es schien, als ob diese Frauen mit den Partnern ihrer intimen Beziehungen immer neu inszenieren würden, was sie von ihren Vätern erlitten hatten. Sie bewunderten kurz und kritisierten bald erbarmungslos, was sie bewundert hatten.

Der Krieg wird vor allem von den Männern in den Frieden getragen. In der Kindheitssituation der meisten Menschen spielen Frauen aber eine größere Rolle. Der traumatisierte Soldat prägt das Familienklima nicht allein. Die Mutter kann seine Wirkungen neutralisieren, auffangen, zumindest eine Gegenposition beziehen. Sein Einfluß bleibt groß, denn eine vom Vater im Stich gelassene oder gar mißhandelte Mutter kann den Kindern nur noch wenig Halt geben, selbst wenn sie sich darum bemüht und sich nicht ihrerseits an sie als Ersatzpartner und narzistische Stützen klammert. Darüber hinaus können Kriegsfolgen wie Vertreibung, Vergewaltigung, Verlust naher Angehöriger auch die Mütter in einer Weise belasten, die unter den sicheren Lebensumständen der letzten fünfzig Jahre kaum mehr denkbar erscheint.

Erst als ich viele einschlägige Szenen aus der Kindheit meiner Analysandinnen und Analysanden gesammelt hatte, entdeckte ich, daß auch ich als Kind Zeuge einer Familiengeschichte wurde, die von einem Kriegstrauma bestimmt war. Es verwirrte mich, das Naheliegende übersehen zu haben,

und erschien mir doch vertraut, denn auch meinen Patienten war es kaum je spontan eingefallen, Merkwürdigkeiten ihrer Väter mit deren Kriegserlebnissen zu verbinden.

Als meine Mutter mit ihren beiden Söhnen ausgebombt wurde und in den Haushalt der Passauer Großeltern zurückzog, kam ich in eine Familie, die unter den Traumatisierungen des Ersten Weltkriegs litt. Meine Großmutter war eine energische, in einem Lyzeum erzogene Dame, die französisch sprach und nach jedem Hochamt kritische Bemerkungen über die Qualität der Predigt fallenließ. Sie hatte kurz nach der Jahrhundertwende einen ehrgeizigen, lustigen Amtsrichter geheiratet, «nur» einen Beamten, zum Ärger ihrer großbürgerlichen Familie, in der Kaufleute oder Unternehmer mehr galten als Federfuchser. Mein Großvater, einer von vielen Kindern des Besitzers einer kleinen Klavierbaufabrik, war ein schwungvoller Tänzer, ein fanatischer Leser, ein gutaussehender Mann. Es muß eine hartnäckige Verliebtheit gewesen sein, die beide zusammenschweißte gegen ihre Eltern, die von der Mesalliance – zu allem Überfluß auch noch einer Katholikin mit einem Protestant – nichts wissen wollten.

Wenn ich meine eigene Beziehung zu meinem Großvater betrachte, finde ich eine Brücke, um die Kinder traumatisierter Eltern besser zu verstehen. Vor allem wird mir begreiflich, wie wenig Kinder in der Lage sind, solche Veränderungen zu verstehen,

ihnen Einfühlung, Rücksicht oder Mitleid entgegenzubringen. Ich fand schon sehr früh, daß der Opa merkwürdig war. Nach einigen unangenehmen Erlebnissen entschloß ich mich, ihm aus dem Weg zu gehen und nur in Notfällen Kontakt aufzunehmen. Diese Haltung behielt ich bei, als ich herangewachsen und im Prinzip durchaus zu einer intellektuellen Klärung von Situationen fähig war.

Es interessierte mich nicht, warum er so war, wie er war, und er drängte sich nicht auf. So gesehen, war er einer der verstummten, zugemauerten Traumatisierten, und da ich ihn innerlich in weiten Abstand gerückt hatte, versuchte ich auch nie, mit ihm in ein Gespräch zu kommen, was ich heute bedauere.

Mein Großvater konnte keinen Lärm ertragen, was deshalb merkwürdig schien, weil er schwerhörig war. Er fürchtete sich vor Aufregungen und war lächerlich besorgt um seine Verdauung. Beim Stöbern im großelterlichen Schlafzimmer fand ich viele leere Flaschen, die einst Sanddorn und Knoblauchextrakte enthalten hatten und nun, zwanghaft gereiht, eine Gesundheit bewachen sollten, die wiederherzustellen ihnen nicht gelungen war. Zugleich geistesabwesend und jähzornig beteiligte er sich an Gesprächen nur da, wo es darum ging, etwas Schlechtes vorauszusehen oder eine Anklage gegen die Verwandtschaft der Großmutter vorzubringen, die versucht habe, sie um ihr Erbe zu betrügen. Manchmal brach etwas von einer Burschenherrlichkeit aus ihm, er rollte den Hemdsärmel hoch und

zeigte seinen Bizeps, der erstaunlich kräftig schien unter der schlaffen, weißen Haut.

Während die Großmutter mit uns schwimmen oder wandern ging, kam der Großvater nie mit. Er verließ das Haus nur zweimal jede Woche, immer an denselben Tagen, um in die Apotheke und in die Buchhandlung zu gehen. Dazu trug er eine Schirmmütze, eine Gletscherbrille, um seine Augen zu schützen, und auch im Sommer Mantel und Schal.

Der Erste Weltkrieg, das waren für meine 1913 geborene Mutter friedliche Jahre mit ihrer Mutter und ihrer großen Schwester; nur das Brot wurde immer schlechter. Dann kam der Vater aus dem Krieg, und der Familienhimmel verdüsterte sich.

Der Mann war gebrochen, er tanzte nicht mehr, er hatte seinen Sinn für Humor verloren, alles war ernst, bedrohlich, der Kampf hörte nie auf, es gab keine Ruhe. Er war in eine so unerträgliche Spannung geraten, daß ein quälendes Ohrgeräusch einsetzte. Dieses bildete später den Mittelpunkt einer kreisförmigen Argumentation, in der die Hörstörung für die Nervosität und die Nervosität für die Hörstörung verantwortlich gemacht wurden. Der Krieg war damit als Ursache ausgeschlossen, es war nicht nötig, über ihn zu sprechen.

Menschliches Leid kann nie aufgerechnet werden. Wer sich einführend mit dem Trauma und seinen Folgen beschäftigt, ist – ganz gleich, um wessen Trauma es geht – in jedem Fall ein Antipode bedenkenloser Täter. Eine psychoanalytische Unter-

suchung, in der es um das nicht normierte, nicht von kriegerischen Forderungen unterdrückte Ich geht, schafft immer einen Gegensatz zu jeder Ideologiebildung. Wer versucht, das ihm Fremde nicht abzuwerten, sondern es zu erforschen und sich in es hineinzuversetzen, widersteht dem Faschismus nach meiner Überzeugung in jedem Fall wirksamer als jemand, der ihn durch Abwertung und moralischen Imperativ bekämpft.

Manchmal habe ich mich gefragt, ob die Qualität der «Verrohung» als zentrale Folge des Traumas nicht zu vordergründig ist. Vielleicht sind andere Störungsbilder bedeutsamer, die darauf hinauslaufen, daß Menschen «schwinden»\*, wie das Bild des Muselmanns aus den KZ-Erfahrungen lehrt (vergleiche S. 103 f.). In diesen Fällen ist die Spur, die der traumatisierte Vater in der Familie hinterläßt, nur durch Erlebnisse aufzufinden, daß etwas fehlt. Die faßbaren Störungen scheinen eher in der Unzufriedenheit, Klagsamkeit, Erbitterung, Überforderung der Mutter auf. Sie hat in diesen Familien eine überlastete Omnipotenz. Der Vater ist nur

\* J. R. R. Tolkien, der viele Fronterfahrungen in seinem Werk *Der Herr der Ringe* verarbeitet hat, beschreibt das «Schwinden» als eine Folge der Morgul-Waffen und des «schwarzen Atems» der Abgesandten des Bösen. Sie zerstören den vitalen Mut und die geistige Unabhängigkeit. Die Opfer werden von panischer Angst gelähmt und bewegen sich nur noch mechanisch. Sie sehen die Welt und die anderen Menschen durch einen Nebel, der sich zu Dunkelheit verdichtet, verlieren das Interesse am Leben und sterben.